

HEYNE <

Das Buch

»Gestatten, mein Name ist Mercedes Thompson, und ich bin kein Werwolf. Warum mir das so wichtig ist? Nun, ich bin in einem Werwolfrudel aufgewachsen, und das ist gar nicht so leicht, wenn man selbst ein Walker ist. Werwölfe können nämlich manchmal ganz schön gefährlich sein ...«

Mercy Thompson ist eine talentierte Automechanikerin mit einer Vorliebe für Junk-Food und alte Filme. Und sie teilt ihren Trailer mit einem Werwolf. Kaum hat Mercy sich nach den Ereignissen des vergangenen Jahres wieder in ihrem Alltagsleben eingerichtet, steht der attraktive Vampir Stefan vor ihrer Tür und fordert eine alte Schuld ein: Mercy soll ihn in Kojotengestalt zu einem Vampirtreffen begleiten. Schnell gerät Mercy zwischen die Fronten eines unbarmherzigen Kriegs der örtlichen Vampirsiedhe. Als sie herausfindet, wer hinter der blutigen Spur der Verwüstung steckt, die Tri-Cities heimsucht, schaltet sich auch Adam in die Geschehnisse ein – Mercys Nachbar und Anführer des Werwolfrudels der Stadt ...

Die MERCY-THOMPSON-Serie

Erster Roman: Bann des Blutes

Zweiter Roman: Ruf des Mondes

Dritter Roman: Spur der Nacht

Die Autorin

Patricia Briggs, Jahrgang 1965, wuchs in Montana auf und interessiert sich seit ihrer Kindheit für Phantastisches. So studierte sie neben Geschichte auch Deutsch, denn ihre große Liebe gilt Burgen und Märchen. Neben erfolgreichen und preisgekrönten Fantasy-Romanen wie »Drachenzauber« und »Rabenzauber« widmet sie sich ihrer Mystery-Saga um Mercy Thompson. Nach mehreren Umzügen lebt die Autorin heute gemeinsam mit ihrem Mann, drei Kindern und zahlreichen Haustieren in Washington State.

PATRICIA BRIGGS

BANN DES
BLUTES

Ein Mercy-Thompson-Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
BLOOD BOUND
Deutsche Übersetzung von Regina Winter



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

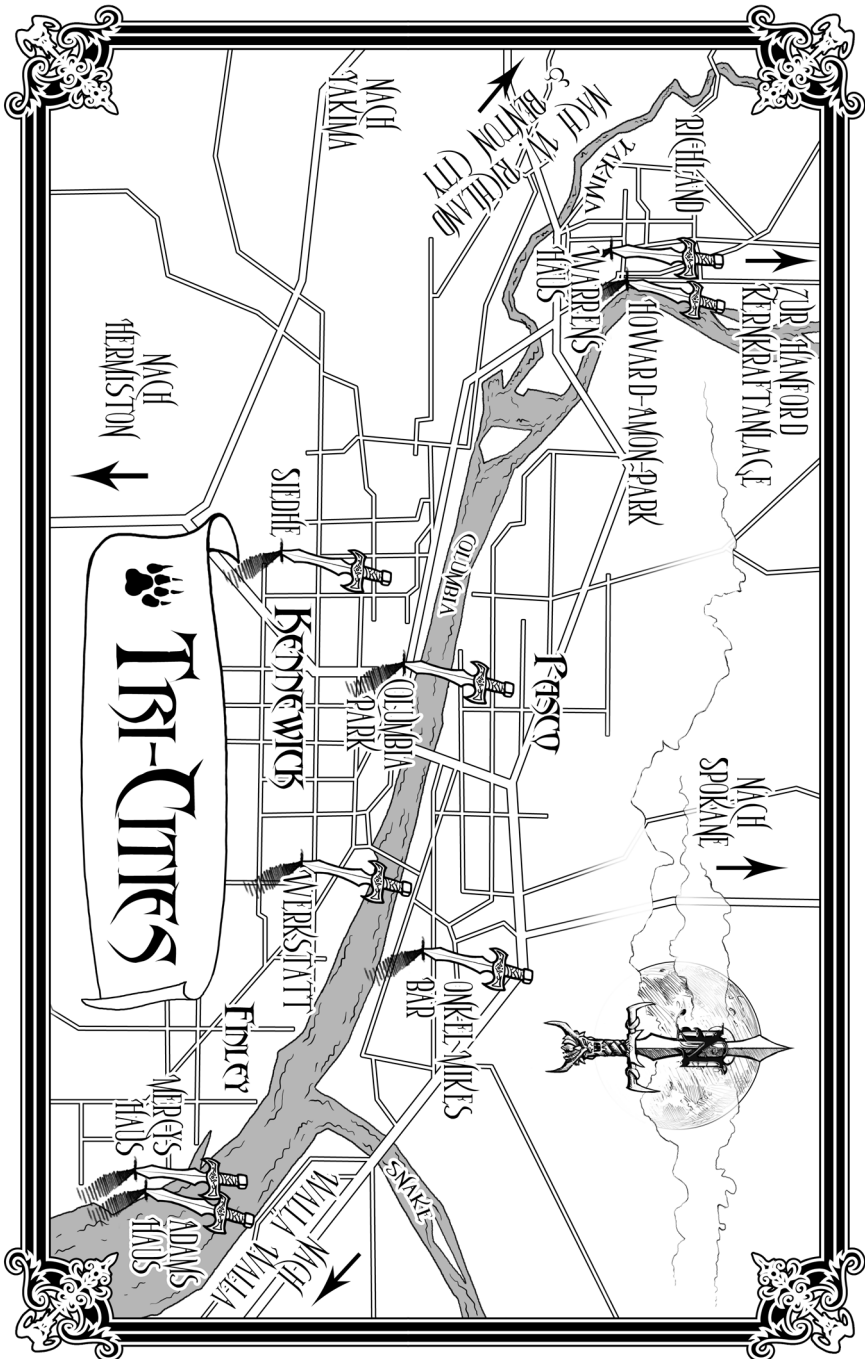
Zert.-Nr. SG5-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 07/2008
Redaktion: Natalja Schmidt
Copyright © 2007 by Patricia Briggs
Copyright © 2008 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de
Printed in Germany 2008
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld
Karte: Andreas Hancock
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52400-2
www.heyne.de

Ich widme dieses Buch voller Zuneigung
den Leutchen aus den Tri-Cities im Staat Washington,
die keine Ahnung hatten,
wer da mitten unter ihnen lebte.



ZUR STANFORD
KRAFTANLAGE

HOWARD-AMON-PARK

WARREN'S
HILLS

RICHLAND
YAKIMA
BENTON CITY

NACH
YAKIMA

NACH
SPOKANE

PASCO

COLUMBIA

COLUMBIA
PARK

SIEDE

KENTONWICK

UNIVERSITÄT

FIDLEY

NACH
HERMISTON

Tri-Cities

ADAMS
HILLS
MERGES
HILLS

NACH
WALLA WALLA

SNAKE

ONKEL-MIKES
BAR



Wie die meisten Leute, die ein eigenes Geschäft haben, beginne ich schon sehr früh am Morgen mit der Arbeit und bleibe oft sehr lange auf. Wenn mich daher jemand mitten in der Nacht anruft, sollte es lieber um Leben oder Tod gehen.

»Hallo, Mercy«, sagte Stefans freundliche Stimme am Telefon. »Könntest du mir wohl einen Gefallen tun.«

Stefan hatte seinen Tod schon lange hinter sich, also sah ich keinen Grund, nett zu sein. »Ich bin um« – verschlafen blinzelte ich die Ziffern meines Weckers an – »drei Uhr morgens ans Telefon gegangen.«

Na gut, das ist nicht alles, was ich sagte. Ich habe noch ein paar von diesen Worten hinzugefügt, die Mechaniker bei widerspenstigen Schrauben oder Lichtmaschinen benutzen, die auf ihren Zehen landen.

»Ich nehme an, du brauchst noch einen zweiten Gefallen«, fuhr ich fort, »aber ich würde es vorziehen, wenn du jetzt auflegst und mich zu einem zivilisierteren Zeitpunkt wieder anrufst.«

Er lachte. Vielleicht dachte er, ich mache Witze. »Man hat mir einen Auftrag erteilt, und ich glaube, deine besondere Begabung würde mir dabei eine große Hilfe sein.«

Alte Geschöpfe neigen zumindest nach meiner Erfahrung dazu, sich ein bisschen vage auszudrücken, wenn sie einen um etwas bitten. Ich bin Geschäftsfrau, und ich glaube fest daran, dass es hilfreich ist, so schnell wie möglich zur Sache zu kommen.

»Du brauchst um drei Uhr nachts eine Mechanikerin?«

»Ich bin ein Vampir, Mercedes«, sagte er sanft. »Drei Uhr morgens ist eine gute Zeit für mich. Aber ich brauche keine Mechanikerin. Ich brauche dich. Und du bist mir einen Gefallen schuldig.«

So ungern ich das zugab – das stimmte. Er hatte mir geholfen, als die Tochter des hiesigen Alpha-Werwolfs entführt worden war. Und er hatte mich gewarnt, dass er diese Schuld irgendwann eintreiben würde.

Also gähnte ich, setzte mich hin und gab alle Hoffnung auf, bald wieder schlafen gehen zu können. »Na gut. Was kann ich für dich tun?«

»Ich soll einem Vampir, der sich ohne Erlaubnis meiner Herrin hier aufhält, eine Nachricht überbringen«, rückte er endlich mit der Sprache raus. »Und ich brauche einen Zeugen, den er nicht bemerken wird.«

Er legte auf, ohne auf meine Antwort zu warten oder mir auch nur zu sagen, wann er vorbeikommen würde. Es würde ihm nur recht geschehen, wenn ich wieder einschlief.

Leise fluchend zog ich mich stattdessen an: Jeans, das T-Shirt von gestern – inklusive Senffleck – und zwei Socken, die zusammen nur ein Loch hatten. Sobald ich mehr oder weniger bekleidet war, schlurfte ich in die Küche und goss mir ein Glas Kronsbeerensaft ein. Es war Vollmond, und mein Mitbewohner, der Werwolf, war mit dem Rudel unterwegs, also brauchte ich ihm nicht zu erklären, wieso ich mich mit Stefan treffen würde. Was ein glücklicher Umstand war.

Samuel war kein schlechter Mitbewohner, aber er hatte eine besitzergreifende und diktatorische Ader. Nicht, dass ich ihm das durchgehen ließ, aber Streitereien mit Werwölfen verlangten eine gewisse Subtilität, die mir für gewöhnlich abging, besonders – ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr – morgens um Viertel nach drei.

Ich bin von Werwölfen aufgezogen worden, aber ich selbst bin keiner. Ich bin keine Dienerin der Mondphasen, und wenn ich meine Kojotengestalt annehme, sehe ich aus wie alle anderen *Canis Latrans*. Die Schrottnarben an meinem Rücken beweisen das.

Eigentlich kann man einen Werwolf nicht mit einem normalen Wolf verwechseln: Werwölfe sind viel größer als ihre nicht-übernatürlichen Gegenstücke, und erheblich furchterregender.

Ich nenne mich *Walker*, obwohl ich sicher bin, dass es auch einmal einen anderen Namen dafür gab – einen indianischen Namen, der verloren ging, als die Europäer die Neue Welt überrannten. Mein Vater hätte ihn mir vielleicht verraten können, wäre er nicht bei einem Autounfall gestorben, bevor er auch nur erfuhr, dass meine Mutter schwanger war. Also weiß ich nur, was die Werwölfe mir sagen konnten, und das war nicht viel.

Der Begriff »Walker« lässt sich zurückführen auf die Skinwalker der südwestlichen Indianerstämme, aber zumindest nach allem, was ich gelesen habe, habe ich mit einem Skinwalker weniger gemein als mit den Werwölfen. Ich übe keine Magie aus. Ich brauche keine Kojotenhaut, um die Gestalt zu wechseln – und ich bin nicht böseartig.

Ich trank meinen Saft und schaute aus dem Küchenfenster. Den Mond selbst konnte ich nicht sehen, nur das silberne Licht, das die Nachtlandschaft berührte. Gedanken an das

Böse schienen irgendwie angemessen zu sein, während ich darauf wartete, dass ein Vampir mich abholte. Wenn schon sonst nichts, würden sie mich davon abhalten, wieder einzuschlafen. Angst hat diese Wirkung auf mich. Ich habe Angst vor dem Bösen.

In unserer modernen Welt kommt einem selbst das Wort altmodisch vor. Wenn sich das Böse dennoch zeigt, wie bei Charles Manson oder Jeffrey Dahmer, versuchen wir es mit Drogensucht, einer unglücklichen Kindheit oder Geisteskrankheit zu begründen.

Amerikaner im Besonderen sind seltsam unschuldig in ihrem Glauben, dass die Wissenschaft alles erklären kann. Als die Werwölfe vor ein paar Monaten schließlich ihre Existenz zugaben, begannen die Wissenschaftler sofort nach einem Virus zu suchen, das die Veränderung verursachte – Magie ist etwas, das ihre Labors und Computer nicht erfassen können. Zuletzt hatte ich gehört, dass die Johns-Hopkins-Universität ein ganzes Team für diese Sache abgestellt hat. Zweifellos würden sie auch etwas finden, aber ich wette, sie werden nie erklären können, wie sich ein Mann von 80 Kilo in einen 120 Kilo schweren Werwolf verwandelt. Die Wissenschaft hat keinen Platz für Magie, ebenso wenig wie für das Böse.

Der fromme Glaube, dass die Welt vollständig erklärbar sei, stellt gleichzeitig eine schreckliche Verwundbarkeit und einen festen Schild dar. Das Böse zieht es vor, dass die Leute nicht an es glauben. Nehmen wir das nicht vollkommen zufällige Beispiel von Vampiren. Sie töten selten willkürlich. Wenn sie jagen, finden sie jemanden, der nicht vermisst wird, und bringen diese Person zu sich nach Hause, wo sie sich um sie kümmern – wie um eine Kuh auf der Weide.

Unter der Herrschaft der Wissenschaft ist keine Hexenverbrennung erlaubt, es gibt keine Wasserproben und kein

öffentliches Lynchen mehr. Im Austausch dafür müssen sich gesetzestreue, solide Bürger wegen seltsamer Dinge, die sich in der Nacht ereignen, keine sonderlichen Gedanken machen. Manchmal wünschte ich mir, ich wäre auch ein solcher Durchschnittsbürger.

Durchschnittsbürger werden nicht von Vampiren besucht.

Und sie machen sich auch keine Gedanken über ein Werwölfesrudel, oder zumindest nicht in der Art, wie ich es tue.

In die Öffentlichkeit zu treten, war für die Werwölfe ein großer Schritt, einer, der leicht hätte schiefgehen können. Als ich in die mondhelle Nacht hinausschaute, fragte ich mich, was passieren würde, wenn die Leute wieder anfangen, sich vor ihnen zu fürchten. Werwölfe sind nicht böse, aber sie sind auch nicht unbedingt die friedlichen, gesetzestreuen Helden, als die sie sich gerne darstellen.

Etwas klopfte an meine Haustür.

Vampire sind wirklich böse. Das wusste ich – aber Stefan war mehr als nur ein Vampir. Manchmal glaubte ich sogar, dass er mein Freund war. Also hatte ich keine Angst, bis ich die Tür öffnete und auf meine Veranda blickte.

Er hatte sich das dunkle Haar mit Gel zurückgekämmt, und seine Haut wirkte im Mondlicht sehr blass. Er trug ausschließlich Schwarz und hätte aussehen sollen wie ein Komparse aus einem schlechten Dracula-Film, aber irgendwie erschien mir dieser Aufzug – vom langen schwarzen Ledermantel bis hin zu den Seidenhandschuhen – an Stefan authentischer als seine üblichen bunten T-Shirts und schmutzigen Jeans. Es sah aus, als hätte er sich eines Kostüms *entledigt*.

Er wirkte wie jemand, der so leicht töten konnte, wie ich einen Reifen wechselte, und mit ebenso wenig Bedenken.

Dann verzog er das Gesicht – und war plötzlich wieder der gleiche Vampir, der seinen alten VW-Bus wie Scooby Doos *Mystery Machine* angemalt hatte.

»Du scheinst dich nicht sonderlich zu freuen, mich zu sehen«, sagte er mit einem müden Grinsen, das seine Eckzähne nicht enthüllte. Im Dunkeln wirken seine Augen eher schwarz als braun – aber das Gleiche gilt für meine.

»Komm rein.« Ich trat von der Tür zurück, um ihn durchzulassen, und weil er mir Angst gemacht hatte, fügte ich boshaft hinzu: »Wenn du wirklich willkommen sein willst, musst du allerdings zu einer vernünftigeren Zeit kommen.«

Er zögerte, deutete lächelnd auf die Schwelle und sagte: »Auf deine Einladung.« Dann betrat er mein Haus.

»Das mit der Schwelle funktioniert wirklich?«, fragte ich.

Sein Lächeln wurde breiter, und diesmal sah ich das Aufblitzen weißer Fänge. »Nicht mehr, nachdem du mich eingeladen hast.«

Er ging an mir vorbei ins Wohnzimmer und wirbelte dann herum wie ein Model auf dem Laufsteg. Sein Ledermantel breitete sich ein wenig aus, beinahe wie ein Cape.

»Und, wie gefalle ich dir *à la Nosferatu*?«

Ich seufzte und gab zu: »Es macht mir Angst. Ich dachte, du willst nichts mit diesen Schauergeschichten zu tun haben.« Ich hatte ihn selten in etwas anderem als Jeans und T-Shirt gesehen.

Sein Lächeln wurde noch ausgeprägter. »Normalerweise stimmt das auch. Aber der Dracula-Look hat seinen Platz. Es ist seltsam, aber wenn man ihn sparsam einsetzt, erschreckt er die anderen Vampire beinahe ebenso sehr wie ein Kojotenmädchen. Mach dir keine Gedanken, ich habe dir auch ein Kostüm mitgebracht.«

Er griff unter den Mantel und holte ein mit Silber beschlagenes Geschirr heraus.

Ich starrte ihn einen Moment lang an. »Willst du in einen Sado-Maso-Club gehen? Es muss mir entgangen sein, dass es hier so was gibt.« Und nach allem, was ich wusste, gab es auch keinen – Ost-Washington ist pröder als Seattle oder Portland.

Er lachte. »Nein, nicht heute Nacht, mein Schatz. Das hier ist für dein Alter Ego.« Er schüttelte die Riemen aus, so dass ich sehen konnte, dass es sich um ein Hundegeschirr handelte.

Ich nahm es ihm ab. Es war aus gutem Leder, weich und biegsam und mit so viel Silber beschlagen, dass es aussah wie Schmuck. Wäre ich nur ein Mensch gewesen, hätte mich der Gedanke, so etwas anzuziehen, wahrscheinlich sofort abgeschreckt. Aber wenn man einen großen Teil seines Lebens als Kojote verbringt, können Halsbänder recht nützlich sein.

Der Marrok, der Anführer der nordamerikanischen Werwölfe, besteht darauf, dass alle Wölfe ein Halsband tragen, wenn sie in den Städten unterwegs sind, mit einem Anhänger, der sie als jemandes Haustier identifiziert. Er besteht auch darauf, dass die Namen auf diesem Anhänger so unschuldig sind wie *Fred* oder *Fleck* und nicht *Killer* oder *Reißer* lauten. So ist es ungefährlicher – sowohl für die Werwölfe als auch für die Behördenvertreter, mit denen sie vielleicht zu tun bekommen. Dennoch sind die Werwölfe darüber in etwa so erfreut, wie es die Motorradfahrer waren, als die Helmpflicht in Kraft trat. Nicht, dass einer sich auch nur im Traum einfallen lassen würde, dem Marrok nicht zu gehorchen.

Da ich kein Werwolf bin, gelten die Regeln des Marrok für mich nicht. Andererseits gehe ich auch nicht gern unnötige Risiken ein. In einer unaufgeräumten Küchenschublade

habe ich ein Halsband – aber es besteht nicht aus geschmeidigem schwarzem Leder.

»Ich bin also Teil deines Kostüms«, stellte ich fest.

»Sagen wir einfach, dieser Vampir muss vielleicht mehr eingeschüchtert werden als andere«, erwiderte er unbeschwert, obwohl mich etwas in seinen Augen vermuten ließ, dass es um noch mehr ging.

Medea kam von dort zu uns, wo sie bis eben geschlafen hatte, wahrscheinlich Samuels Bett. Sie schnurrte laut, wand sich um Stefans linkes Bein und rieb ihre Nase dann an seinem Stiefel, um ihn als ihr Eigentum zu markieren.

»Katzen und Geister mögen keine Vampire«, sagte Stefan und starrte auf sie herab.

»Medea mag alles, was sie füttern oder streicheln kann«, erklärte ich. »Sie ist ansonsten nicht wählerisch.«

Er bückte sich und hob sie hoch. Hochgehoben zu werden, gefällt Medea nicht besonders, also miaute sie mehrmals, bevor sie wieder zu schnurren begann und ihre Krallen in seinen teuren Lederärmel schlug.

»Du bittest mich nicht um diesen Gefallen, um furchterregender zu wirken«, stellte ich fest und blickte von dem Ledergeschirr zu ihm auf. Direkter Blickkontakt war bei Vampiren nicht das klügste Vorgehen, das hatte er mir selbst gesagt, aber ich stieß nur auf undurchlässige Dunkelheit. »Du hast gesagt, du würdest einen Zeugen brauchen. Einen Zeugen wofür?«

»Nein, ich brauche dich nicht, um jemandem Angst einzujagen«, stimmte er mir leise zu, nachdem ich ihn ein paar Sekunden angestarrt hatte. »Aber *er* wird denken, dass ich einen Kojoten an der Leine habe, weil ich ihn einschüchtern will.« Er zögerte und zuckte schließlich die Achseln. »Dieser Vampir war schon einmal hier, und ich denke, es ist ihm

gelungen, einen unserer jungen Leute zu betrügen. Du bist von Natur aus immun gegen viele Kräfte der Vampire, und das gilt besonders, wenn der fragliche Vampir nicht weiß, wen er vor sich hat. Wenn er dich einfach für einen Kojoten hält, wird er seine Magie wahrscheinlich nicht an dich verschwenden. Es ist unwahrscheinlich, aber er könnte mich ebenso täuschen, wie er Daniel getäuscht hat. Aber ich glaube nicht, dass er dich täuschen kann.«

Ich hatte von dieser Kleinigkeit, gegenüber Vampirmagie immun zu sein, erst vor kurzer Zeit erfahren. Es erschien mir nicht sonderlich nützlich, denn ein Vampir kann mir immer noch das Genick brechen, etwa mit so viel Anstrengung, wie ich für eine Selleriestange brauchen würde.

»Er wird dir nichts tun«, sagte Stefan, als ich zu lange schwieg. »Ich gebe dir mein Ehrenwort.«

Ich wusste nicht, wie alt Stefan war, aber er benutzte diese Wendung wie jemand, der es ernst meinte. Manchmal fiel es mir bei ihm schwer, mich daran zu erinnern, dass Vampire böse sind. Aber das alles zählte nicht wirklich. Ich war ihm etwas schuldig.

»Also gut«, sagte ich.

Ich betrachtete das Geschirr einen Moment lang und dachte daran, mein eigenes Halsband vorzuschlagen. Ich konnte die Gestalt ändern, wenn ich ein Halsband trug – mein Hals in Menschengestalt war nicht dicker als der eines Kojoten. Das Geschirr war für einen Kojoten von etwa dreißig Pfund gedacht und würde zu eng sein, um mich darin wieder in einen Menschen zu verwandeln. Der Vorteil bestand allerdings darin, dass die Verbindung zu Stefan nicht direkt zu meinem Hals verlief.

Allerdings war mein Halsband leuchtend Lila und mit gestickten rosa Blüten verziert. Nicht besonders *Nosferatu*.

Ich reichte Stefan das Geschirr. »Du musst es mir anlegen, wenn ich mich verwandelt habe«, sagte ich. »Ich bin gleich wieder da.«

Ich veränderte die Gestalt in meinem Schlafzimmer, weil ich dazu die Kleidung ausziehen muss. Ich bin nicht schüchtern – ein Gestaltwandler verliert das ziemlich schnell –, aber ich versuche, mich nicht vor Leuten auszuziehen, die meine beiläufige Nacktheit mit Nachlässigkeit in anderen Bereichen verwechseln könnten.

Ich wusste, dass Stefan mindestens drei Autos besaß, aber er war offenbar auf einem »schnelleren Weg«, wie er es ausdrückte, zu meinem Haus gekommen. Also fuhren wir in meinem Golf zu seinem Treffen.

Ein paar Minuten war ich sicher, dass es ihm nicht gelingen würde, das Auto anzulassen. Der alte Diesel wurde so früh am Morgen nicht gerne geweckt, ebenso wenig wie ich. Stefan murmelte ein paar italienische Schimpfworte, und schließlich sprang doch noch der Motor an, und wir fuhren los.

Man sollte nie mit einem Vampir fahren, der es eilig hat. Ich wusste vorher nicht, dass mein Golf überhaupt so schnell sein konnte. Wir fuhren mit einer beträchtlichen Umdrehungszahl auf den Highway auf. Das Auto blieb auf allen vier Rädern, aber nur gerade eben so.

Der Wagen schien die Fahrt lieber zu mögen als ich – das raue Motorgeräusch, das ich seit Jahren loswerden wollte, wurde erheblich besser, und die Maschine schnurrte. Ich schloss die Augen und hoffte, dass die Räder an ihren Achsen blieben.

Als Stefan uns über die Cable Bridge und mitten nach Pasco brachte, fuhr er vierzig Meilen die Stunde schneller, als es das Tempolimit erlaubte. Er wurde auch nicht merklich lang-

samer, als er den Golf durch das Industriegelände zu einer Gruppe von Hotels lenkte, die sich am Rand der Stadt nahe der Auffahrt zum Highway befanden, der nach Spokane und anderen nördlicheren Städten führte. Irgendein Wunder – und wahrscheinlich die frühe Tageszeit – sorgten dafür, dass wir keinen Strafzettel bekamen.

Das Hotel, zu dem Stefan uns brachte, war weder das beste noch das schlechteste am Platz. Hier stiegen für gewöhnlich die Lastwagenfahrer ab, aber es stand nur eine der großen Zugmaschinen auf dem Parkplatz. Vielleicht war dienstags nicht besonders viel los. Stefan parkte den Golf direkt neben dem einzigen anderen PKW, einem schwarzen BMW, obwohl es so viele freie Parkplätze gab.

Ich sprang aus dem offenen Fenster des Autos und bemerkte sofort den Geruch nach Vampir und Blut. Meine Nase ist sehr fein, besonders, wenn ich ein Kojote bin, aber wie jedem anderen ist mir nicht immer klar, was ich rieche. Meistens ist es, als versuchte man, allen Gesprächen in einem überfüllten Restaurant gleichzeitig zu lauschen. Aber dieser Duft hier konnte meiner Nase unmöglich entgehen.

Vielleicht genügte er bereits, um normale Menschen abzuschrecken, und vielleicht war der Parkplatz deshalb beinahe leer.

Ich warf Stefan einen Blick zu, um zu sehen, ob er den Geruch ebenfalls bemerkte, aber er hatte seine Aufmerksamkeit auf den Wagen gerichtet, neben dem wir parkten. Sobald er meine Aufmerksamkeit darauf lenkte, wurde mir klar, dass der Geruch unter anderem auch von dem BMW ausging. Wie war es möglich, dass dieses Auto mehr nach Vampir roch als Stefan der Vampir selbst?

Ich bemerkte einen weiteren, subtileren Geruch, der bewirkte, dass ich die Zähne fletschte, obwohl ich nicht hätte

sagen können, was dieses bittere, dunkle Miasma war. Sobald es meine Nase berührte, wickelte es sich um mich, bis es alle anderen Düfte verdrängt hatte.

Stefan kam eilig um das Auto herum, griff nach der Leine und zog fest daran, damit ich aufhörte zu knurren. Ich zog zurück und schnappte nach ihm. Ich war kein verdammter *Hund*. Er hätte mich einfach bitten können, still zu sein.

»Ganz ruhig«, sagte er, sah mich aber nicht an. Er betrachtete das Hotel. Ich roch nun noch eine neue Note, den Hauch eines Dufts, der schnell wieder von dem stärkeren Geruch verdrängt wurde. Aber selbst diese Spur genügte, um die vertraute Ausdünstung von Angst zu erkennen – Stefans Angst. *Was konnte einem Vampir Angst machen?*

»Komm«, sagte er und zog mich aus meiner Verwirrung heraus und auf das Hotel zu. Nachdem ich aufgehört hatte, mich dem Ziehen zu widersetzen, sagte er schnell und leise: »Ich will nicht, dass du irgendetwas tust, Mercy, ganz gleich, was du siehst oder hörst. Du bist einem Kampf mit diesem Gegner nicht gewachsen. Ich brauche nur eine unparteiische Zeugin, die sich nicht umbringen lässt. Also spiel die Kojotin, so gut du kannst, und wenn ich es nicht hier herausschaffen sollte, geh und sag der Herrin, um was ich dich gebeten habe und was du gesehen hast.«

Wie konnte er erwarten, dass ich aus einer Situation entkommen konnte, die ihn umbringen würde? Vor unserem Aufbruch hatte er nicht so geklungen, und er hatte auch keine Angst gehabt. Vielleicht konnte er riechen, was ich roch, und wusste, was es war. Ich konnte ihn jedoch nicht fragen, denn ein Kojote hat nicht denselben Stimmapparat wie ein Mensch.

Er führte mich zu einer Rauchglastür. Sie war verschlossen, aber es gab einen Kasten für eine Schlüsselkarte mit ei-

nem kleinen, blinkenden LED-Licht. Er tippte mit dem Finger auf den Kasten, und das Licht wurde grün, als hätte er eine magnetisierte Karte eingesteckt. Die Tür ging ohne Widerstand auf und schloss sich hinter uns mit einem endgültig klingenden Klicken.

Der Flur hatte nichts Unheimliches an sich, aber er beunruhigte mich trotzdem. Wahrscheinlich war es Stefans Nervosität, die mich ansteckte. *Was konnte einem Vampir Angst machen?*, fragte ich mich erneut.

Irgendwo warf jemand eine Tür zu, und ich zuckte zusammen.

Stefan wusste entweder, wo der Vampir wohnte, oder seine Nase wurde nicht so sehr von diesem anderen Geruch behindert wie die meine. Er führte mich schnell durch den langen Flur und blieb dann etwa auf halbem Weg stehen. Er klopfte an die Tür, obwohl er wahrscheinlich ebenso gut wie ich hören konnte, dass jemand im Raum schon auf die Tür zuging, sobald wir davor stehen geblieben waren.

Nach diesem Augenblick der Spannung war der Vampir, der die Tür schließlich öffnete, beinahe enttäuschend, so als ob man erwartet, dass Pavarotti Wagner singt und stattdessen Bugs Bunny und Elmer Fudd vorgesetzt bekommt.

Der neue Vampir war glatt rasiert und trug das Haar zu einem kurzen, ordentlichen Zopf zurückgebunden. Seine Kleidung war anständig und sauber, wenn auch ein wenig verknittert, als käme sie aus einem Koffer – aber irgendwie vermittelte er insgesamt den Eindruck von Unordnung und Schmutz. Er war erheblich kleiner als Stefan und erheblich weniger Furcht einflößend. Der erste Punkt ging an Stefan, und das war gut so, denn immerhin hatte er viel Sorgfalt auf seine Fürst-der-Finsternis-Aufmachung verwendet.

Das langärmlige Polohemd des Fremden hing an ihm, als bekleidete es ein Skelett und kein lebendes Wesen. Als er sich bewegte, rutschte einer der Ärmel nach oben und enthüllte einen Arm, der so dünn war, dass man zwischen den Knochen des Unterarms eine Höhlung erkennen konnte. Er hielt sich ein wenig geduckt, als könne er nicht die Energie aufbringen, um sich gerade aufzurichten.

Ich war zuvor schon anderen Vampiren begegnet, beängstigten Blutsaugern mit glühenden Augen und Reißzähnen. Dieser hier sah eher aus wie ein Junkie, von dem fast keine Substanz mehr übrig geblieben war. Er wirkte, als könnte er jeden Augenblick verblassen.

Stefan jedoch schien die offensichtliche Gebrechlichkeit des anderen nicht beruhigend zu finden – wenn überhaupt, wuchs seine Anspannung noch. Dass ich in dieser durchdringenden unangenehmen Bitterkeit, die mich umgab, nicht viel wahrnehmen konnte, beunruhigte mich mehr als der Vampir selbst, der nicht sonderlich nach einem gefährlichen Gegner aussah.

»Meine Herrin hat erfahren, dass du hier bist«, sagte Stefan mit ruhiger Stimme, wenn er auch ein wenig abgehackter als sonst sprach. »Sie ist sehr enttäuscht, dass du es nicht für nötig gehalten hast, ihr vorher zu sagen, dass du ihr Territorium aufsuchen würdest.«

»Komm herein, komm herein«, sagte der andere Vampir und machte ein paar Schritte zurück, damit Stefan das Zimmer betreten konnte. »Du brauchst nicht im Flur zu stehen und Leute zu wecken, die schlafen wollen.«

Ich hätte nicht sagen können, ob er wusste, dass Stefan Angst hatte oder nicht. Ich war mir nie ganz sicher, was Vampire riechen können und was nicht – obwohl sie zweifellos empfindlichere Nasen haben als Menschen. Er schien Ste-

fan in seiner schwarzen Kleidung nicht zu fürchten; tatsächlich wirkte er beinahe zerstreut, als hätten wir ihn bei etwas Wichtigem unterbrochen.

Die Badezimmertür, an der wir vorbeikamen, war geschlossen. Ich spitzte die Ohren, konnte dahinter aber nichts hören. Meine Nase war nutzlos. Stefan brachte uns bis zur anderen Seite des Zimmers, in die Nähe der Schiebetüren, die hinter schweren, vom Boden bis zur Decke reichenden Vorhängen beinahe verborgen waren. Das Zimmer war kahl und unpersönlich, wenn man einmal von dem geschlossenen Koffer ab sah, der auf der Kommode lag.

Stefan wartete, bis der andere Vampir die Tür geschlossen hatte, dann sagte er kühl: »Niemand versucht heute Nacht in diesem Hotel zu schlafen.«

Das schien mir eine seltsame Bemerkung zu sein, aber der Fremde wusste offenbar, was Stefan meinte, denn er lachte leise und legte dabei die Hand auf den Mund, eine neckische Geste, die eher zu einem zwölfjährigen Mädchen gepasst hätte als zu einem Mann gleich welchen Alters. Es war so merkwürdig, dass ich eine Weile brauchte, um Stefans Satz zu verstehen.

Er hatte es sicher nicht so gemeint, wie es sich anhörte. Kein Vampir, der noch bei Verstand war, hätte alle Menschen in einem Hotel getötet. Vampire waren ebenso gnadenlos wie Werwölfe, wenn es darum ging, für die Einhaltung von Gesetzen zu sorgen, die dafür sorgten, unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Und das beliebige Niedermetzeln von Menschen würde zweifellos einige Aufmerksamkeit erreichen. Selbst wenn es nicht viele Gäste gab, hatte das Hotel immer noch Angestellte.

Der Vampir senkte die Hand wieder und stellte nun einen freudlosen Ausdruck zur Schau. Das bewirkte nicht, dass ich

mich besser fühlte. Es war, als beobachtete man Dr. Jekyll und Mr. Hyde, so groß war die Veränderung.

»Niemand, der aufwacht?«, fragte er, als hätte er bisher noch nicht auf Stefans Bemerkung reagiert. »Da könntest du Recht haben. Dennoch, es ist unhöflich, jemanden an der Tür warten zu lassen, oder? Welcher von ihren Schergen bist du denn?« Er hob eine Hand. »Nein, warte, sag es mir nicht, lass mich raten.«

Während Stefan wartete, schien seine übliche Lebhaftigkeit vollkommen verschwunden zu sein. Der Fremde ging um ihn herum und blieb hinter uns stehen. Nur durch die Leine ein wenig behindert, drehte ich mich zu ihm um.

Als er direkt hinter Stefan stand, beugte er sich vor und kraulte mich hinter den Ohren.

Es macht mir für gewöhnlich nichts aus, gestreichelt zu werden, aber sobald seine Finger mein Fell streiften, wusste ich, dass ich diese Berührung nicht wollte. Unwillkürlich duckte ich mich vor seiner Hand und gegen Stefans Bein. Mein Fell sorgte dafür, dass seine Haut mich nicht direkt berührte, aber das änderte nichts daran, dass ich mich durch ihn schmutzig und besudelt fühlte.

Sein Geruch blieb an meinem Fell hängen, und ich erkannte, dass der unangenehme Gestank, der meine Nase verstopft hatte, von ihm ausging.

»Vorsicht«, sagte Stefan, ohne sich umzudrehen. »Sie beißt.«

»Tiere *lieben* mich.« Die Bemerkung ließ mich schaudern; sie war so unangemessen von diesem ... diesem widerwärtigen Ungeheuer. Er hockte sich auf die Fersen und rieb noch einmal meine Ohren. Ich hätte nicht sagen können, ob Stefan wollte, dass ich ihn biss, oder nicht. Also ließ ich es lieber bleiben, denn ich wollte seinen Geschmack nicht auf mei-

ner Zunge haben. Ich konnte ihn später immer noch beißen, wenn es notwendig wurde.

Stefan sagte nichts mehr, und er schaute auch in keine andere Richtung als geradeaus. Ich fragte mich, ob er Status verlieren würde, wenn er sich bewegte. Werwölfe spielen ebenfalls Machtspielchen, aber die Regeln dafür kenne ich gut. Ein Werwolf hätte einem fremden Wolf nie gestattet, hinter ihm zu stehen.

Er ließ davon ab, mich zu streicheln, richtete sich wieder auf und ging um mich herum, bis er Stefan erneut gegenüberstand. »Du bist Stefan, Marsilias kleiner Soldat. Ich habe tatsächlich von dir gehört – obwohl dein Ruf nicht mehr das ist, was er einmal war. Auf diese Weise aus Italien zu fliehen, würde die Ehre jedes Mannes besudeln ... Dennoch, irgendwie hatte ich mehr von dir erwartet. All diese Geschichten ... ich erwartete, ein Ungeheuer unter Ungeheuern zu finden, ein Wesen aus einem Alptraum, das selbst andere Vampire einschüchtert – und ich sehe nur eine vertrocknete, abgehalfterte Möchtegern-Bestie. Ich nehme an, so etwas passiert, wenn man sich jahrhundertlang im Hinterland verkriecht.«

Nach den letzten Worten des anderen Vampirs schwiegen beide kurz.

Dann lachte Stefan und sagte: »Während *du* überhaupt keinen Ruf hast.« Er klang unbeschwerter als sonst und beinahe ein bisschen eilig, als hätte das, was er sagte, ohnehin keine Bedeutung. Ich machte unwillkürlich einen Schritt von ihm weg, irgendwie eingeschüchtert von dieser unbeschwerteren, amüsierten Stimme. Stefan lächelte den anderen Vampir freundlich an und seine Stimme wurde noch leiser, als er sagte: »So etwas passiert, wenn man neu erschaffen und verlassen wird.«

Das musste eine vampirische Superbeleidigung gewesen